

Die trotzigen Metaphern

Elias Canettis hundertster Geburtstag wird mit Veranstaltungen und Publikationen gefeiert. Sein körperhaftes Denken erhält eine neue Aktualität. *Von Peter von Matt*

Wenn man einmal weiss, was ein Baum ist, findet man Bäume auf der ganzen Welt. Wenn man einmal weiss, was ein Hund ist, sieht man Hunde, wohin man schaut. Wenn man einmal weiss, was ein Mensch ist, stehen plötzlich so viele davon herum, dass man zu ersticken fürchtet. Ich weiss zwar genau, dass jeder Hund anders wedelt, anders bellt, anders rennt und anders stinkt, aber ich bin dennoch überzeugt, dass er sein innerstes Wesen mit allen andern Hunden teilt. Genau so ist es mit den Bäumen und mit den Menschen.

Wir nennen das Abstraktion. Die Operation des Abstrahierens macht aus Abertausenden von völlig anders wedelnden, bellenden, rennenden und stinkenden Vierbeinern den einen Hund. So ordnen wir unsere Welt. So hat sich der Homo sapiens einst vor der entsetzlichen Fülle der Erscheinungen in eine Ordnung geflüchtet, die er selbst konstruierte. Durch den Trick, Begriffe zu bilden und mit diesen die tobende Vielfalt der Wirklichkeit auf ein paar hundert Grundeinheiten zu reduzieren. Wie eben den Hund, den Baum, den Menschen. In diesen Einheiten denken wir. Wir glauben, dass es den Hund, den Baum und den Menschen tatsächlich gebe.

Man kann zwei Arten von Denkern unterscheiden. Die einen denken mit diesem System, und die ändern denken gegen dieses System. Die einen nehmen die



Begeisterung, Verwandlung und ein Tätigwerden des ganzen Körpers also fordert Canetti von der Wissenschaft. Wenn man sich das genau überlegt, heisst es nichts anderes, als dass er die Wissenschaft wieder zurückbinden will an die Kunst. Denn auf nichts treffen diese Bestimmungen zwingender zu als auf den Akt des künstlerischen Schaffens. Der Schauspieler auf der Bühne, der Maler vor seiner Leinwand, der Dirigent vor dem Orchester – was sind sie ohne Begeisterung, ohne Verwandlung in das, was sie jetzt, in diesem Augenblick, entstehen lassen? Und was wäre ein Pianist, bei dem «der Körper nicht merkt, was die Fingerspitzen treiben»? Eine grauenhafte, eine gespenstische Erscheinung. Etwas von diesem Grauen empfindet Canetti gegenüber dem, was er «das Nebeneinander des modernen Wissenschaftsbetriebs» nennt, «das kalt Technische daran, die Spezialisiertheit der Wissenszweige».

Die Magie der Wörter

Das tönt alles schön und gut. Aber macht da nicht einer einen Salto rückwärts in eine dämmernde Vorzeit? Will er nicht gerade das rückgängig machen, was den Prozess der Zivilisation erst ermöglicht hat, die grossen Schnitte nämlich, die scharfen Trennungen? So wie der König vom Priester getrennt werden

Welt als ein Gefüge von Allgemeinheiten, und die andern nehmen sie als einen Tumult von Besonderheiten. Beide sind in Gefahr. Der eine verliert sich in seinen Abstraktionen wie in Käfigen und sieht am Ende kein konkretes Ding mehr und kein unverwechselbares Menschengesicht. Der andere verliert sich im Chaos des Einmaligen, so dass er auch nicht zwei Dinge mit demselben Wort bezeichnen könnte. Beide enden, wenn sie konsequent sind, als Spinner.

Wildes Denken

Robert Musil hat dieses Allgemeine der Begriffe die Welt der «Eigenschaften» genannt. Ein Mensch, der ganz und gar nur er selbst wäre, nur Individuum und also unvergleichbar, das wäre eine Frau oder ein Mann ohne Eigenschaften. Deshalb heisst Musils grosser Roman: «Der Mann ohne Eigenschaften», und da auch dieser Roman selbst ein Roman ohne Eigenschaften sein sollte, konnte er nie fertig werden. Sein Erzählfluss lief in eine ungeheure Deltalandschaft aus, in der die Germanisten herumirren, versumpfen und ersaufen.

In diesem Roman fallen Sätze, die das Problem so scharf erfassen, wie es sonst selten geschieht. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, sagt zu Diotima, einer Frau mit sehr deutlichen Eigenschaften: «Alles hat teil am Allgemeinen, und noch dazu ist es besonders. Alles ist wahr, und noch dazu ist es wild und mit nichts vergleichbar.» «Wahr» meint hier die Teilnahme am Begriff, an der konstruierten Ordnung des Denkens, «wild» alles, was darin nicht aufgeht und doch da ist.

Elias Canetti war auf das ausgerichtet, was im Sinne Musils nicht «wahr» ist, sondern «wild und mit nichts ver-

«Forschen schliesst Begeisterung aus. Es will, dass der Körper nicht merkt, was die Fingerspitzen treiben.»

gleichbar». Er hasste die Systeme, deshalb können die Systematiker auch ihn nicht ausstehen. Canetti hat mehr Gegner als andere Schriftsteller. Weil er nicht in Formeln denkt, kann man ihm auch nicht mit einer Formel beikommen. Immer bleibt ein Rest übrig, der stört. Das ist unangenehm für Leute, die gerne in einer sauberen Welt leben,

wo alles etikettiert ist. «Traumloses Denken» nennt Canetti dies in einem frühen Aphorismus und führt es auf Aristoteles zurück. Dessen Wissenschaft bestehe in einem «ingeniösen System von Schachteln», in denen alles Erkannte und Erforschte abgelagert werde. «Es genügt, dass etwas gefunden wird, damit es da hinein kommt, und es hat sich in seiner Schachtel tot und still zu verhalten.» Der entscheidende Punkt aber steckt in der Bemerkung: Dieses «Forschen bedeutet dem Forscher nur, sich von allem, was er unternimmt, ja nicht hinreissen zu lassen. Es schliesst Begeisterung und Verwandlung des Menschen aus. Es will, dass der Körper nicht merkt, was die Fingerspitzen treiben.»

musste, um den modernen Staat zu ermöglichen, wie der Philosoph vom Sänger getrennt werden musste, um die strenge Theorie zu ermöglichen, mussten sich alle Wissenschaften von den Künsten trennen, um die Klarheit ihrer Resultate zu gewinnen. Was immer wir Fortschritt und Modernisierung nennen, ist das Ergebnis solcher Schnitte. Will Canetti dieses Grundereignis unserer Zivilisation aufhalten? Soll der Wissenschaftler wieder zum Künstler werden und dieser zu jenem? Bringt er uns zuletzt auch die Priester wieder in die Politik zurück, die Ajatollahs ins Bundeshaus? An der Lust dazu fehlt es diesen nicht.

Erst wenn man es so deutlich sagt, merkt man das Wagnis, das Canetti eingeht. Er verabscheut die Trennungen. Erkennen will er, aber nichts soll dabei zerschnitten werden. Das Wort darf nicht eintrocknen zum Sachbegriff, der bald darauf zur Abkürzung wird und schliesslich zur Zahl in einer Formel.

Das Wort, das Ohrentier, soll leben, ungezähmt. Wissenschaft aber setzt die Zähmung der Wörter voraus. Wo ein lebendiges

Wort in sieben Bedeutungen spielt, müssen sechs davon abgehauen werden. Wie soll man sonst zu einem System kommen? Auf dem erstarrten Wort beruht die Wissenschaft. Auf dem Wort, das zuletzt zur Zahl wird. $E=mc^2$. Die Formel, auf die wir so hingerissen starren, steht symbolisch für das Ziel aller Wissenschaften, die sich in der Zahl erfüllen.

Canetti hatte den Willen, die Welt und seine Zeit im innersten Wesen zu erkennen, aber ohne die Akte der Tren-

► Fortsetzung Seite 64



REINATE VON MANGOLDT



Elias Canetti bei einer Lesung aus dem Roman «Die Blendung» 1966 in Hamburg.

Metaphern

◀ Fortsetzung von Seite 63

nung. Er wollte das Ganze begreifen, aber nicht aus seinen Teilen, sondern aus lauter Ganzheiten. In einem seiner Hauptwerke, «Masse und Macht», erzielte er das durch. Das Leitwort ist «Verwandlung». Dieses Wort durfte nicht gezähmt werden. Er hat es tatsächlich nie definiert. Stets gebrauchte er es so, als wäre es allen bekannt. Eben dadurch wurde es rätselhaft, bannend. So bewegt es sich durch Canettis ganzes Werk. Es kann eine Zeitlang verschwinden und ist plötzlich wieder da, erschreckend wie der Gott Pan auf dem berühmten Böcklin-Bild, der sei-

Denkens: dass alles, was uns heute angeht, schon in den uralten Geschichten greifbar sei, die die Aborigines in Australien, die Pygmäen in Gabun oder die Indianer am Amazonas einander erzählten.

Die Worte und die Mythen – beider Wesen ist die Ganzheit, aus der ein mächtiger Sinn entspringt, ein Sinn, der nie völlig bewältigt werden kann. Immer bleibt etwas daran unerkannt. Aus doppeltem Grund also muss man die Worte und die mythischen Geschichten verehren: Sie schliessen uns die Welt auf durch das, was wir an ihnen begreifen, und sie versprechen uns ein zukünftiges Wissen durch das, was an ihnen verborgen bleibt. Weder das Wort noch die mythische Erzählung kann man daher so analysieren, wie die

Märchen infantil Märchen heissen. Man müsste den Mut haben, für diese wunderbaren Dinge andere Namen zu erfinden.»

Diese Aufzeichnung ist über das Problem der Benennung hinaus wichtig. Sie besagt, dass zwischen Märchen und Mythen kein Unterschied sei, dass alle diese Geschichten von derselben Natur seien. Sie sind, wie er einmal sagt, das Einzige, was ihn wirklich tröste, das Einzige, wovon sein Herz sich nähre. Doch wie kommt man von ihnen zur Wissenschaft? Die Wissenschaft hat einst begonnen mit der Trennung der Mythen und Märchen von der Theorie. Ein Schnitt. Kann man ihn rückgängig machen?

Tatsächlich erzählt Canetti in «Masse und Macht» viele halbverschollene Geschichten kurzerhand nach. An ihnen gewinnt er Einsichten in die verschiedenen Formen der Massen und Meuten, die Hetzmassen, die Fluchtmassen, die Doppelmassen; die Jagdmeuten, die Kriegsmeyuten, die Klagemeyuten. Die Geschichten sind aber nicht Illustrationen für vorgegebene Kategorien, sondern umgekehrt, sie sind die Sache selbst, aus der die Hauptwörter im Nachhinein erst gewonnen werden. Im Grunde haben bei Canetti schon die Mythen den Status wissenschaftlicher Resultate. Das ist skandalös. Aber für die Leser ist es herrlich. So kommt er etwa auf die Fluchtmassen zu sprechen, auf das gemeinsame Davoneilen Tausender, immer weg von der grossen Bedrohung. Er weiss, dass sich dies beim Rückzug von Napoleons Grande Armée aus dem russischen Winter ereignete und später, am Ende des Zweiten Weltkriegs, von neuem und fast europaweit.

Aber die innerste Wahrheit dieses Vorgangs findet er nicht in Reportagen und historischen Abhandlungen, sondern in der Vision eines Eskimo-Schamanen: «Der Himmelraum ist mit nackten Wesen erfüllt, die durch die Luft fahren. Menschen, nackte Männer, nackte Frauen, die hinfahren und Sturm und Schneegestöber entfachen. Hört ihr es sausen? Es braust wie

Aus der Versenkung in diesen Text erfährt Canetti alles, was er über die moderne Massenflucht wissen möchte. Er zitiert den Bericht als eine jener Ganzheiten, die über das Grössere Ganze Auskunft geben, und im Zitieren lässt er uns an dieser Erkenntnis teilhaben. Bei jedem andern wäre diese Schamanenrede nichts weiter als eine poetische Garnitur; bei Canetti gibt sie jenen Überschuss frei, um den es ihm geht. Er erkennt in ihr das Dauernde im Flüchtigen, das Gesetzmässige im Zufälligen, die Zeitlosigkeit einer extremen Menschenerfahrung.

Die Wahrheit der Bilder

Auf dem Höhepunkt des Strukturalismus erschien Canetti vielen als altmodisch. Als der Strukturalismus in die Postmoderne kippte, sah man verblüfft, dass Canetti da schon längst angekommen war. Wie der Igel im Märchen tauchte er aus der Ackerfurche auf und rief: «Ick bün all hier.» Jetzt galten die binären Systeme nicht mehr als Inbegriff wissenschaftlicher Wahrheitsfindung. Bild und Erzählung waren nicht mehr die unbeholfenen Vorläufer der trennscharfen Begriffe, sie wurden zu mächtigen Gegenspielern der logisch perfekten Systeme. Man sah, dass diese Systeme allzu sauber aufgingen und sich damit als Wunsch-erfüllungen einer sauberkeitsbesessenen Wissenschaft entlarvten. Nun begann man die Wahrheit wieder in den unscharfen Zonen zu vermuten, an den verschwimmenden Rändern, im Zufälligen und Unberechenbaren, im Überschuss der Bilder und Erzählungen.

Canettis trotzige Metaphern, die er den geschliffenen Formeln, Zahlen und Begriffen entgegenhielt, entdeckten sich als genuine Formen eines anderen Denkens. Dessen Ziel war nicht die mathematische Gestalt der Resultate, sondern die bildhafte. Nicht der Beweis ergab die Überzeugung, sondern die Gewalt der Anschauung. Beweisen war für ihn mit Schneiden und Schlachten verwandt. «Der Beweis zerstört», schrieb er einmal. «Selbst das Wahrste zerstört der Beweis.»

unbeholfenen Vorläufer der Begriffe, sie wurden zu Gegenspielern.

Zwei Tage vor seinem berühmten Aufsatz über das Marionettentheater veröffentlichte Heinrich von Kleist in seiner Zeitung «Berliner Abendblätter» eine Notiz, die er «Fragment» nannte: «Man könnte die Menschen in zwei Klassen abtheilen; in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehn. Deren, die sich auf beides verstehn, sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus.»

Kleist, der Dramatiker, lässt die zwei Wege des Erkennens als zwei Typen der menschlichen Existenz erscheinen, zwei intellektuelle Geschlechter. Er spielt sie nicht gegeneinander aus. Er lässt beide gelten. Aber er sagt auch, dass es zwischen den beiden keine Synthese gibt. Nur ganz wenige Köpfe sind hier wie dort zu Hause. Wer dazu gehört, sagt Kleist nicht. Wozu er sich selbst zählt, ebenfalls nicht. Die Leistung des Fragments besteht darin, dass es die herkömmliche Zuweisung der Bilder und Metaphern zum kindlichen Denken, der Begriffe und Beweise aber zum Denken der Erwachsenen schroff unterläuft und den Gegensatz als eine Polarität der Menschheit schlechthin darstellt. Das wirft nun ein Licht auf Canettis Position. Er kämpft für die Rechte jener «Klasse» von Menschen, die sich «auf eine Metapher» verstehn. In der technischen Zivilisation hat dies aufständischen Charakter. Es markiert Widerstand und Rebellion. Und es ist anstössig. Denn hier entspringt auch jener Gestus der schroffen Behauptung, der von Canettis Schreiben nun einmal nicht zu trennen ist und den viele als Anmassung empfinden. Es handelt sich dabei aber nicht um eine Frage der Umgangsformen, sondern der geistigen Konsequenz.

Gekürzte Ansprache zur Eröffnung der Canetti-Ausstellung Zürich am 16. 3.

Elias Canetti: Bücher und Veranstaltungen

nen grossen Kopf über die Hügelkuppe reckt, und unten rennt der Hirt mit allen Ziegen stolpernd davon.

Eine der Ganzheiten, aus denen Canetti das Ganze begreifen wollte, ist also das unverstümmelte Wort. «Der Atem meines Lebens ist das Wort», schreibt er einmal und ergänzt: «Ich fürchte die Zerlegung und Erklärung von Namen, ich fürchte sie mehr als Mord.» Autoren, die in das Wort eingriffen, es zerlegten und neu zusammensetzten, waren ihm ein Graus. Selbst zu Joyce und Celan ging er deswegen auf Distanz. Ein zerlegtes Wort erlebte er wie ein geschlachtetes Tier. Und mit allen Fasern seiner Existenz war er gegen das Schlachten. Tiere töten, Wörter töten, Menschen töten: Es hing für ihn alles zusammen. Wie soll man die Welt erkennen, wenn man als Erstes zum Messer greift?

Eine Ganzheit ist das Wort, eine andere ist der Mythos. In den Mythen der Völker, ihren Götter- und Geistergeschichten, ihren Opfer- und Totemritualen fand er die Regeln, die auch noch unsere Kultur regieren. Das ist vielleicht der grösste Skandal seines

Ein zerlegtes Wort erlebte Canetti wie ein geschlachtetes Tier. Und mit allen Fasern war er gegen das Schlachten.

modernen Wissenschaften diesen Begriff verstehen. Analysieren im modernen Sinne heisst, einen Gegenstand in seine kleinsten Teile zerlegen und dann aus diesen rekonstruieren. Im Akt dieser Rekonstruktion erkenne ich dann das Wesen der Sache.

Barbarische Wissenschaft

So hat Claude Lévi-Strauss die Mythen der Völker seziert. Er suchte in ihnen nach dem letzten, nicht weiter reduzierbaren Gegensatz wie etwa dem berühmten Gekochten und Gebratenen, und rekonstruierte auf dieser binären Basis Schritt für Schritt den ganzen scheinbar gesetzlos wuchernden Erzählschunzel eines indigenen Volkes. Für Canetti war das barbarisch. Einmal mehr sah er hier die Schlächter am Werk. Wissenschaft als Schlachten und Zusammensetzen. Denken als Wörtertöten. Was geschieht dabei mit dem Überschuss an Sinn, mit dem Unerkannten eines Worts oder einer Erzählung? Sie fallen lautlos der Struktur zum Opfer. Es triumphiert die Zahl, und das Gesicht verschwindet.

Wie aber soll einer mit den Mythen umgehen, wenn er sie nicht analysieren will? Er muss sie wiedererzählen. Im Akt des Erzählens bleiben sie ganz. Nur der Name ist noch ein Problem. Das Wort Mythos ist belastet, bald erscheint es museal verstaubt, dann wieder brünstig ideologisch. Canetti leidet darunter. Was ihm das Teuerste ist, sollte schon im Namen die Einzigartigkeit erkennen lassen. Das Wort Mythos



Veza und Elias Canetti im Oktober 1937 in Grinzing. (Fotos: Canetti-Erben)

Zum hundertsten Geburtstag Elias Canettis am 25. Juli 2005 ist eine ganze Reihe von Büchern erschienen. Die zehnbändige Werkausgabe wird mit dem Band «Aufsätze, Reden, Gespräche» (Hanser, 416 S., Fr. 52.90) abgeschlossen. Jeremy Adler hat aus dem Nachlass des Dichters die «Aufzeichnungen für Marie-Louise» herausgegeben, die Canetti 1942 in England seiner damaligen Geliebten, der emigrierten österreichischen Malerin Marie-Louise von Motesiczky, schenkte (Hanser, 119 S., Fr. 23.70). Die erste umfassende Biografie des Dichters stammt von Sven Hansuschek (Hanser 2005, 800 S., Fr. 52.90; Präsentation: Literaturhaus Zürich, 14. 4.). Der Münchner Publizist hat auch die Canetti-Ausstellung kuratiert, die unter dem Titel «Das Jahrhundert an der Gurgel packen» vom 17. 3. bis 29. 5. im Strauhof Zürich zu sehen ist. Über 400 Fotografien zum Leben und Werk des Dichters versammelt der von Kristian Wachinger herausgegebene Band «Elias Canetti – Bilder aus seinem Leben» (Hanser, 176 S., Fr. 46.20). – Einen Teil seiner Schulzeit sowie die Jahre 1971 bis 1994 verbrachte Canetti in Zürich. Diese Zeit wird in dem von Werner Morlang edierten Erinnerungs- und Gesprächs-Band «Canetti in Zürich» (Nagel & Kimche, 240 S., Fr. 36.–) ausgeleuchtet. (Buchvernissage: Literaturhaus Zürich, 22. 3.). Canettis «Masse und Macht» und seine Aufzeichnungen analysiert Penka Angelovas Studie «Elias Canetti – Spuren zum mythischen Denken» (Hanser, 320 S., Fr. 44.50). Zweitausendeins kündigt für Juni eine Gesamt-Edition von Canettis Hörwerk an. (pap.)